

Dichtung im totalen Staat

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dichtung im totalen Staat

Von * * *

Das vom Nationalsozialismus verkündete Prinzip der Totalität muss sich notwendig auch auf die Dichtung erstrecken. Das Kunstwerk erhält Recht und Bewertung aus der Nähe zur Gedankenwelt des dritten Reichs. So vergibt der Staat seine ehrenden Preise an die Verfasser von „Thingspielen“ (wie Euringer), von „Festkantaten“ (wie Eberhard Wolfgang Möller), von einfachen Liedern, welche die Hitlerjugend singen soll (wie Gerhard Schumann). Wo das Führerprinzip in voller Schärfe angewandt wird, verliert der Dichter das Recht auf die ihm eigene Welt. Ihm ist es versagt, einsam zu sein, er darf nicht Träumen nachhängen und sich sein Reich erbauen, er muss den tätigen Dienst in der Gemeinschaft als oberste Pflicht begreifen. So will es das Totalitätsprinzip. Und fast ist es ein Symbol, dass Stefan George, vielen der Sänger und Prophet des neuen Reiches, im Jahre 1933 auf dem Friedhof zu Minusio am Lago Maggiore zur Ruhe gebettet wurde: Deutschland schwieg; die Totenfeier in der Akademie für Dichtkunst wurde von Staates wegen abgesagt und die Gedenkrede blieb ungesprochen, die den Satz enthielt: „Dieser Geist (scil. des neuen Deutschlands) ist ungeheuer allgemein, produktiv und pädagogisch, nur so ist es zu erklären, dass sein Axiom in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als ein Kommando lebt“. In der Rede, die mit grundsätzlichen Deduktionen George und Hitler, Geist und Macht verknüpfen wollte, prägte eine dem Totalitätsanspruch genügende Dichtkunst zum ersten (und bis heute zum letzten) Male Formeln genuiner Herkunft: Dichtung ist höchster Anspruch an die Form, Staatsbildung ist höchstes Ringen um Form; das „imperative Weltbild“ Hitlers und Georges ist das Problem der Form. „Es ist das Formgefühl, das die grosse Transzendenz der neuen Epoche sein wird, die Fuge des zweiten Zeitalters, das erste schuf Gott nach seinem Bilde, das zweite der Mensch nach seinen Formen, das Zwischenreich des Nihilismus ist zu Ende“. Aber Gottfried Benn, der aus der Negation des liberalen Gedankens zu solchen Konstruktionen vorstieß, musste aus der „Akademie der Dichtkunst“ ausscheiden — er blieb so ein-

sam, wie er vordem gewesen war, ein geistvoller, vom Temperament gejagter Aphoristiker aus Nietzsches Geist und ein begnadeter Lyriker; kein Mittler zwischen Kunst und Macht in der Zeit.

Der zweite Versuch zur Einung von Totalität und Kunst kam aus dem Kreise „revolutionärer Aktivisten“. Viel primitiver als Benn beschränkten sich die Theoretiker dieser Gruppe auf stoffliche Gesichtspunkte. Der Dichter darf kein „Einzelproduzent“, er muss Stimme des Volkes sein, nicht der Schreibtisch, die Strasse sei sein Reich. „Die Aufgaben des Dichters sind nicht zu trennen von den Aufgaben des Volkes. Die Aufgaben eines Volkes sind politische Aufgaben. Also sind die Aufgaben des Dichters politische Aufgaben“. (H. W. Hillers, die 60 Thesen gegen das Elend der Literatur in Deutschland. Berlin 1935). Er erfüllt diese Aufgabe, indem er das tägliche Geschehen Sprache werden lässt, indem er den Arbeitsprozess des Handwerkers, des Arbeiters, des Diplomaten darstellt, Reichsautobahn und Gesetzgebung zum Stoff der Dichtung macht. Das klingt nicht neu, es wiederholt nur Probleme, die — mit anderem Vorzeichen — in Russland aktuell sind. (Kommunistische Schriftsteller haben ehemals in Deutschland die gleichen Forderungen erhoben; der Lyriker Johannes R. Becher hatte den russischen Fünfjahresplan besungen). Auch um die kleine Gruppe deutscher Aktivisten im Nationalsozialismus ist es still geblieben; das Schlagwort von der „Entbürgerlichung“ der Kunst hat keinen Platz in einer Kulturpolitik, die Kunst als „Entspannung für den Feierabend der arbeitenden Volksgenossen“ begreift.

Mit anderen Worten: So gewiss der nationalsozialistische Staat das Prinzip der Totalität auch für die Dichtung verkündet, so gewiss verzichtet er auf eine positive Sinngebung dieses, seines Prinzips in der Dichtung. Seine Preisträger, die Euringer, Möller, Schumann dürfen nicht als Repräsentanten spezifisch nationalsozialistischer Kunst gelten und werden auch in der deutschen Presse keineswegs als grosse Schöpfer gepriesen. Der neue Staat verzichtet vorläufig auf die Ausprägung einer seiner Intentionen gemässen neuen Kunst und begnügt sich damit, die Männer zu ehren, die einzelne seiner politischen Ideen als Stoff und Gehalt in ihre Werke aufnehmen. Alle An-

strengungen, die der Staat macht, als Erzieher eine vollkommene Umorientierung zu erzwingen (man vergleiche hierüber Max Rychners „Bericht aus Deutschland“ im Februarheft dieser Zeitschrift) dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass heute noch das Totalitätsprinzip die Dichtung nur unvollkommen beherrscht. In der „Inselbücherei“, dieser schönen Sammlung billiger 60 bis 80 Seiten starker Hefte, sind im Vorjahre zwei Bändchen ausgewählter Gedichte von Rainer Maria Rilke erschienen. Käufer solcher billiger Blütenlesen sind zweifellos die jungen Menschen. Der Frühjahrsausweis dieses Jahres zeigt, dass die beiden Auswahlhefte bereits in 170 000 Exemplaren in den Handel gelangt sind. Wir dürfen hinzufügen: vornehmlich in die Hände solcher Leser, die sich pflichtgemäss mit den Kampfgedichten Baldur von Schirachs, Gerhard Schumanns und Heinrich Anackers zu beschäftigen haben.

Mit solchen Feststellungen verbindet sich notgedrungen Wort und Sache der „Opposition“. Immer wieder taucht die unscharfe Bezeichnung „die Stillen im Lande“ auf, und die Behauptung wird aufgestellt, es gäbe eine geheime „gegnerische Front“. Eine solche Front besteht in Deutschland nicht. Vielmehr ist vom mangelnden Erfolg des Totalitätsprinzips auf allen Gebieten der Kultur zu sprechen. Der Schriftsteller mag noch so sehr gewillt sein, den Forderungen des Staates zu genügen, er stösst doch immer wieder auf „Pobleme“, auf Zusammenhänge, die er zur Determinierung seiner Gestalten darstellen muss, aber deren Behandlung im Zusammenhange gegenwärtiger politischer Tagesfragen „unerwünscht“ ist. Hier liegt die zentrale Schwierigkeit: der Dichter denkt in anderen Zeitbegriffen als der Politiker; er kann, wenn er im Gange seiner Darstellung einen „Gegenspieler“ braucht, der die Tat seines Helden erst verdeutlicht, nicht darauf Rücksicht nehmen, dass der Gedanke der Volksgemeinschaft keinen anderen Gegner zulässt als den Menschen, der sich aus eben dieser Volksgemeinschaft ausschliesst. Er darf niemanden „meinen“, weil das dritte Reich sich die geforderte, „arteigene Kunst“ noch nicht geschaffen hat und darum jegliche Problematik als Hemmnis in der Ausbildung dieser neuen Kunst angesehen werden kann. Der Schriftsteller sieht sich in einer Situation, in der eine Fülle negativer Bestimmungen ihn hemmen, während die dem Gedankengehalt der neuen

Weltanschauung entsprechenden dichterischen Formen noch nicht vorhanden sind (und auch kaum gefunden werden dürften). Die Unsicherheit, die seine Arbeit zweifellos beeindruckt, ist eine selbstverständliche Folge des Charakters der neuen Entwicklung als einer „Bewegung“. Das will sagen: Obwohl das nationalsozialistische Programm mit fest umschriebenen Thesen arbeitete (Rassenseele, Entscheidung des Einzelnen für die „deutsche Wahrheit“, Führerglaube) begreifen seine Gestalter es doch als ein unfertiges Gebilde, das, elastisch und variabel, täglichen Veränderungen unterliegen kann. Die politische Tagesaufgabe, der sich der Schriftsteller unterordnen soll, lässt einmal hier, ein andermal dort die Behandlung bestimmter Fragen als „unerwünscht“ erscheinen — und so gewiss das Mitglied irgend einer „Opposition“ sich davor hüten kann, gegen das Gesetz zu verstossen, so sehr unterliegt es der Gefahr, „Unerwünschtes“ (das morgen wieder erwünscht sein kann) zu äussern. Und dieses Verdikt „unerwünscht“ kann peinliche Folgen haben: Verbot eines Buches, sei es allgemein oder gelte es nur für Volksbüchereien, mit denen der Verleger als Grossabnehmer rechnet, oder gar Ausschluss aus der Reichskulturkammer, was ein Publikationsverbot bedeutet. Aber selbst die Zensur „ungeeignet“ in einem der Organe der vielen Buchprüfungsstellen, die Partei, Propagandaministerium und andere Stellen geschaffen haben, genügt, um einen Schriftsteller wenn nicht zu diffamieren, so doch in den Ruf gewisser Gefährdung zu bringen. Das hängt alles mit der seltsam labilen Situation in Deutschland zusammen, in der ausser dem grossen Gegensatz von Freund und Feind eine neue Hierarchie sich bildet: Parteibürokratie, Aktivismus, Reaktion — es gibt eine Fülle von Spielarten gegensätzlicher Anschauungen, die sich letztlich alle auf den Nationalsozialismus berufen und in der Vielfalt von Meinungen und Thesen ihr Recht, den neuen Geist am besten zu begreifen, mehr oder weniger temperamentvoll vertreten. Das lässt von aussen her die deutsche Situation so undurchdringlich erscheinen, das fördert auch den Glauben an eine einheitliche Opposition. Tatsächlich spielt sich jede Diskussion auf dem Boden des Nationalsozialismus ab, Kritik ist nur unter Berufung auf den Führer möglich und denkbar; nur differenzieren sich die Einwände in verwirrender Vielfalt: wenn die Hitlerjugend in ihrer eigenen

Zeitung gegen Will Vesper, einen der ersten Jünger Hitlers unter den ältern Schriftstellern, opponiert, wenn das „Schwarze Korps“, das Blatt der „S.S.“, Gottfried Benn, der wirklich ein Theoretiker der Bewegung hätte werden können, in gehässiger Weise anprangert, dann ist für den Aussenstehenden kaum sichtbar, dass zwischen Benn und Vesper eine tiefere Kluft besteht, als zwischen Vesper und der Hitlerjugend.

Alle diese Hinweise sind nötig, um eine zum Verständnis der heutigen deutschen Literatur notwendige Feststellung zu treffen; es gibt in der deutschen Schriftstellerschaft (wie überhaupt im heutigen Deutschland) nicht den primitiven Gegensatz von Nationalsozialisten und Gegnern. Es gibt eine Führergruppe, die jeweils bestimmt, was nationalsozialistisch ist und was nicht, und es gibt Schriftsteller, die nicht emigriert sind und dadurch ihre Bereitwilligkeit bekundet haben, ihre Arbeit im Lande weiter zu tun. Sie brauchen darum noch nicht Parteimitglieder, nicht einmal im weiteren Wortsinne Faschisten zu sein; es sind deutsche Schriftsteller, die in nationaler Gesinnung für Deutschland schaffen und sich notwendigerweise den politischen Forderungen fügen müssen, um nicht in Gefahr zu kommen, von Staats wegen in ihrer Arbeit gehindert zu werden. Wie fließend hierbei die Uebergänge von „Kompromiss“ zu „Verrat“, von stillschweigender Unterordnung zu eifriger Mithilfe sind, bedarf keiner Begründung; schwache Charaktere unterliegen Gefahren, starke behaupten sich — nur ist damit nichts getan, heute in Deutschland geleistete schriftstellerische Arbeit von vornherein als Bekenntnis für den Nationalsozialismus auszulegen. Die Spielart des Fascismus, die heute in Deutschland herrscht, kann leicht von den heute Regierenden in eine andere Variante des gleichen Systems verwandelt werden, damit kann die Rolle des Schriftstellers eine andere werden. Hierfür sparen sich viele Kräfte auf, und die Scheidung der Gruppen und Kreise erfolgt unter merkwürdigen, stetig sich wandelnden Gesichtspunkten, unter denen der Unterschied zwischen „Nationalsozialist“ und „Nicht-Parteimann“ der geringste ist. Gerade unter den Schriftstellern, die sich der Partei ausdrücklich verschrieben und damit dem Parteigericht (einer Art Militärgerichtsbarkeit) untergeordnet haben, finden sich einzelne Männer, deren Sympathien viel mehr den Aussenseitern gelten als der „Parteibürokratie“.

So finden sich Gruppen in immer neuen Zusammenhängen, die über das „Grundsätzliche“, dass es nämlich in Deutschland ein Regiment gibt, dem man sich, wie immer man darüber denke, zu fügen hat, überhaupt nicht debattieren, wohl aber in vielfachen Formen und unter Aspekten mannigfaltiger Herkunft erörtern, wie innerhalb des bestehenden Regimes literarische Arbeit sinnvoll getrieben werden könne. Dass der Eine hierbei im Herzen ein grundsätzlicher Gegner des Systems, der andere jedoch dem Gedanken des Nationalsozialismus mehr zugewandt sein kann, spielt in diesen Zirkeln keine Rolle. Es gilt Arbeit zu leisten, will sagen, gute Kunst zu machen. Und schon dieses Bekenntnis ist im Grunde ein Generalangriff auf das Prinzip der Totalität. Und darum wieder ist manch Einer, der von der Autonomie der Kunst überzeugt und von der Forderung, die Tagespolitik solle die Kunst bestimmen, weit entfernt ist, in der Wahl seiner Stoffe von besonderer Vorsicht. Manch einer flieht in die Historie, um die Gefahrenpunkte, die jede Darstellung der Gegenwart birgt, zu umgehen, manch Einer erscheint als „Nationalsozialist“ um kleiner Zugeständnisse willen, die er macht, um sagen zu können, was ihm zu sagen wichtig scheint. Denn wo der Staat mit solcher Omnipotenz wie im Faschismus in die Arbeit des Einzelnen eingreift, wo er riesige Problemkomplexe (die seine Führer wohl kennen) aus Gründen politischer Opportunität als „unerwünscht“ bezeichnet und von öffentlicher Behandlung ausschliesst, gerät der geistige Mensch in die schwierige Lage, sich ganz auf seine eigenen Fragen konzentrieren zu müssen und sie so zu behandeln, dass er in keinerlei Gegnerschaft zu den Tageswünschen des Staates kommt. Letztlich hat gerade Hitlers Nationalsozialismus einen neuen Individualismus geschaffen, gerade, indem er den Individualismus zu bekämpfen vorgab. Fügt sich der Schriftsteller den Wünschen der Tagespolitik, so gibt er sich selbst auf: der Staat, der im Jahre 1933 die Thingspiel- und Sprechchorbewegung inauguriert hat, verbietet heute diese von ihm eingeführten Formen: die Schriftsteller, die drei Jahre lang der Verlockung, durch solche Spiele zu Ruhm und zu Ehren zu kommen, widerstanden haben und darum oppositionell schienen, sind damit gerechtfertigt — das ist ein Beispiel für viele, wie sehr tagespolitische und kulturelle Gesichtspunkte sich kreuzen.

Es heisst sich darauf zu besinnen, was diese Darlegungen wollen: die Aufgabe, die dem Verfasser gestellt war, hiess, Schweizer Lesern in der deutschen Gegenwartsdichtung die Männer und die Kreise zu bezeichnen, deren Werk relativ unberührt vom politischen Umschwung weiter der grossen europäischen Aufgabe der Humanität verpflichtet geblieben ist. Diese Aufgabe ist nicht zu lösen, indem einzelne Leistungen als „oppositionell“ bezeichnet werden. So wahr der Nationalsozialismus im Kulturellen eine Forderung ist und nicht mehr, so wahr es eine Fülle von möglichen künstlerischen Aufgaben auch in der Diktatur und unabhängig von der Diktatur gibt, so gewiss ist die amtliche Parteibureaucratie von heute nur eine und gewiss eine der schlechtesten Lösungen des Problems der neuen Kunst. Die Anzeichen mehren sich, dass über Jahr und Tag auch in der Kulturpolitik das Steuer herumgeworfen werden wird, so dass der Dichter freie Luft zum Atmen haben wird. In dieser Hoffnung leben die besten der deutschen Schriftsteller — ob sie nun Nationalsozialisten sind oder nicht — als „Stille im Lande“, die im Grunde Anderes tun wollen als das, was der Staat heute „empfiehlt“ (und morgen vielleicht verdammt). Eine Fülle von Fragen wartet auf Darstellung: das Problem der Zeit, das unter den politischen Thesen von der „Aktualität“ verloren gegangen ist, die Frage der Generationen, der Liebe zur Heimat (ausserhalb der Schlagworte von „Blut und Boden“), die Problematik des Gemeinschaftsgedankens in seiner vollen Grösse. Ansätze zu diesen echten dichterischen Werten im deutschen Schrifttum der Gegenwart aufzuzeigen, soll einem zweiten Aufsatz vorbehalten sein.